

(Nachdruck verboten.)

47]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Dann schlug man die Augen in einer unbegreiflich schimmernden Welt auf und entdeckte erst hinterher, daß dies der Tag war. Lasse hatte fünf Kronen von seinem Lohn aufgenommen, und er hatte einen alten Häusler gedungen, seine Arbeit zu verrichten — für 50 Dere und das Essen. „Das ist ja gerade kein großer Tagelohn,“ meinte der Häusler, „aber wenn ich Dir eine Hand gebe, gibt mir der liebe Gott am Ende eine wieder.“

„Ja, wir haben ja keinen anderen als ihn, an den wir uns halten können, wir armen Schlucker,“ sagte Lasse. „Aber ich werde es Dir noch in meinem Grabe danken!“

Der Häusler kam schon um vier Uhr, und Lasse konnte von der frühen Morgenstunde an Feiertag machen. Jedesmal, wenn er Hand mit anlegen wollte, sagte der andere: „Na, laß mich man; Du hast woll nich oft frei!“

„Na, dies ist der erste richtige freie Tag, seit ich hier auf den Hof gekommen bin,“ sagte Lasse und richtete sich stolz auf wie ein Graf.

Pelle war vom frühen Morgen an im Staat; er ging umher und lächelte, mit Wasser gekämmtem Haar und in Hemdärmeln; die feine Mütze und der gute Anzug durften nicht getragen werden, ehe man wegfuhr. Wenn die Sonne ihm ins Gesicht schien, gliberte es wie betautes Gras. Er brauchte sich um nichts zu bekümmern; das Vieh war in der Gärde; der Verwalter wollte es selbst besorgen.

Er hielt sich in der Nähe des Vaters auf, der dies ja durchgefeset hatte — Vater Lasse war mächtig, ja „Es war woll recht gut, daß Du ihnen drohdest zu kündigen!“ rief er alle Augenblick aus.

Und Lasse antwortete jedesmal dasselbe: „Ja, man muß mit harter Hand zugreifen, wenn man hier in der Welt was erreichen will!“ — und dabei nickte er machtbewußt.

Sie wollten um acht Uhr fahren, aber die Mägde konnten nicht mit den Zubereitungen fertig werden. Da waren Kruten mit Stachelbeergrüße, große Stapel Pfannkuchen, hartgekochtes Ei auf den Mann, kalter Kalbsbraten und eine Unendlichkeit geschnittenes Butterbrot. Die Wagenladen konnten es lange nicht aufnehmen, es wurden große Körbe unter die Sitze geschoben. Vorne auf den Wagen kam ein Faß Bier, über das grüner Hafer gedeckt wurde, damit die Sonne nicht darauf fallen sollte; ein ganzes Fäßel Brantwein war auch da und drei Flaschen kalter Punsch. Der ganze Boden des großen Lastfederwagens war fast bedeckt; es würde schwer werden, Platz für die Beine zu finden.

Frau Kongstrup hatte doch ein Herz für die Leute, wenn sie nur wollte; sie ging umher wie eine gute Hausfrau und sah nach, daß alles gut eingepackt war, und daß nichts fehlte.

Es war nicht wie mit Kongstrup, der immer einen Verwalter zwischen sich und den anderen haben mußte. Sie scherzte ordentlich und tat, was sie nur konnte; man merkte es ihr an, daß sie den Leuten einen fröhlichen Tag gönnte — was man ihr sonst auch nachsagen konnte. Daß ihr Gesicht ein wenig traurig war, darüber konnte man sich ja nicht wundern, war doch der Gutsbesitzer am Morgen mit der jungen Verwandten ausgefahren.

Und endlich waren dann die Mägde fertig und man stieg auf den Wagen — in strahlender Laune. Die Knechte setzten sich aus Versehen den Mägden auf den Schoß und fuhren erschreckt in die Höhe. „Au, au! ich bin woll zu nahe an einen Ofen geraten!“ sagte der Galgenstrick Mons und rief sich den Hintern. Selbst Frau Kongstrup mußte lachen.

„Will Erik nich mit?“ fragte seine alte Diebste, Bengta, die noch immer was für ihn übrig hatte.

Der Verwalter pfiff scharf ein paar mal, da kam Erik langsam aus der Scheune herausgeschlichen, wo er gestanden und seinen Herrn nicht aus den Augen gelassen hatte.

„Willst Du heut nicht mit in den Wald, Erik?“ fragte

der Verwalter gemächlich. Erik stand da und wandt seinen großen Körper, er murmelte etwas, was niemand verstehen konnte und stieß unwillig mit der einen Schulter.

„Es wird am besten sein, wenn Du mitfährst,“ meinte der Verwalter und tat so, als wollte er ihn nehmen und in den Wagen setzen. „Ich muß dann sehen, wie ich den Verlust ertrage.“ Auf dem Wagen lachten sie. Aber Erik toffelste über den Hof, seinen Hundeblick unverwandt auf die Füße des Verwalters gerichtet. Er stellte sich hinter die Stallecke und stand da und guckte spähend heraus; die Mütze hielt er auf dem Rücken, wie es die Knaben machen, wenn sie Räuber und Soldat spielen.

„Der ist schneidig!“ jagte Mons. Dann steuerte Karl Johann vorsichtig zum Tore hinaus, und sie setzten sich mit einem Knall in Bewegung.

Auf allen Wegen arbeiteten sich Fuhrwerke zu dem Gipfel der Insel hinauf, und sie waren alle überladen mit fröhlichen Menschen, die einander auf dem Schoß saßen und ganz über den Wagenrand hinaushingen. Der von den Fuhrwerken aufgewirbelte Staub stand weiß in der Luft und gab in meilenlangen Streifen an, wie die Wege gleich Speichen in einem Rade lagen und auf die Mitte des Landes zuführten. Die Luft sumkte von frohen Menschenstimmen und Handharmonikas; jetzt entbehrte man Gustavs Spielwerk. Er und Bodils schönes Gesicht, das an einem solchen Tage so wunderbar sanft strahlen konnte.

Pelle hatte einen Heißhunger auf die große Welt und verschlang alles mit den Augen. „Sieh mal da, Vater! Sieh doch da s mal!“ Nichts entging ihm. Die anderen sahen sich froh an ihm, so rosig und schön, wie er war. Er hatte ein frischgewaschenes blaues Blusenhemd unter der Weste, das sah an den Handgelenken und am Halse herbord und ersetzte Kragen und Manschetten. Aber die blonde Marie beugte sich hintenüber vom Kutschersitz, wo sie allein mit Karl Johann saß und hand ihm ein ordentliches weißes Tuch um den Hals; und Karna, die sich mütterlich zeigen wollte, fuhr ihm mit dem Zipfel ihres Taschentuchs, den sie mit der Zunge angefeuchtet hatte, über das Gesicht. Sie angelte mit allen Mitteln, aber es war ja übrigens auch denkbar, daß sich der Zunge schon wieder eingefesertelt hatte nach der gründlichen Morgenwäsche.

Die Nebentwege ergossen fortwährend ihren Inhalt auf die Landstraße, und es schroll zu einer ganzen Flut von Wagen an. So weit man sehen konnte, nach vorn wie nach hinten, waren da Fuhrwerke; man sollte gar nicht glauben, daß es so viele Wagen auf der ganzen Welt gab. Karl Johann war ein guter Kutscher, beständig zeigte er mit der Peitsche und erzählte; über jedes Haus wußte er Bescheid. Mit den Höfen und dem Ackerland war es vorbei; aber auf der Heide, wo selbstgesäte Eichen und Birken standen und unruhig im Sommertage flimmerten, lagen öde Ansiedlerhäuser mit fahlen Lehmwänden und ohne das kleinste Wilfenkraut oder einen Felsen von einer Gardine in den Fenstern.

Die Felder rings umher waren so steinig wie ein frischchauffierter Weg, und die Saat schrie gottserbärmlich zum Himmel empor, sie war nur zwei bis drei Zoll hoch im Stroh und stand schon in Lehren. Die Leute dort waren allesamt schwedische Dienstboten, die sich ein wenig zusammengespart hatten und nun hier als Grundbesitzer saßen; Karl Johann kannte eine ganze Reihe von ihnen.

„Das sieht ganz trübselig aus,“ sagte Lasse, der die Steine hier mit Madam Ohsens fettem Boden verglich.

„Ach ja,“ antwortete der Großknecht, „allerbeste Ware ist das ja gerade nich. Aber etwas gibt der Boden doch her,“ er zeigte auf die großen, zierlichen Hausen gehauener Steine und kleiner Chausseesteine, die jede Hütte umgaben. „Wenn das auch gerade kein Korn ist, so wird es doch zu Brot. Und dann ist dies wohl der einzige Grund und Boden, der für den Geldbeutel armer Leute erreichbar ist.“ Er und die blonde Marie dachten selbst daran, sich hier niederzulassen, Kongstrup hatte versprochen, ihnen zu einer Zweipferdestelle behilflich zu sein, wenn sie heirateten.

Drinnen im Walde waren die Vögel in ihrem besten Morgengezwitscher — sie waren hier später zu Gange wie unten in den Dünenpflanzungen, wie es schien. Die Luft

gliberte so festlich, und aus dem Waldboden stieg etwas Unsichtbares auf — es war hier wie in einer Kirche, wenn die Sonne durch die hohen Fenster scheint und die Orgel spielt. Sie bogen um den Fuß einer steilen Felswand mit vorquellenden Laubmassen von oben her und kamen unter die Bäume.

Es war fast unmöglich, sich hindurchzuwinden vor Pferden und ausgespannten Fuhrwerken, man mußte die Ohren steif halten, wenn man sich und anderen nicht die Fahrtenstüben ruinieren wollte. Karl Johann sah da und sah auf die beiden Borderräder und tastete sich Schritt für Schritt vorwärts. Er glied einer Kette bei Gewitter, so vorsichtig war er. „Halts Maul!“ sagte er scharf, wenn jemand auf dem Wagen den Mund aufst. Endlich fanden sie Platz genug zum Ausspannen. Es wurden Stride von Baum zu Baum in einem Viereck gespannt, darin wurden die Pferde angebunden. Dann holte man die Pferdebürsten heraus — Herrgott, wie es gestaubt hatte! Und endlich — ja, niemand sagte etwas, aber sie standen alle erwartungsvoll da in halber Richtung nach dem Großknecht.

„Dann machen wir voll erst einen Gang durch den Wald und sehen uns die Aussicht an!“ sagte er.

Sie schluckten es herunter, während sie zwecklos um den Wagen herumshlenderten und nach den Schwären hinüberschielten. „Wenn sich das man hält!“ sagte Anders und holte einen Vorratskorb hervor. „Ich weiß gar nicht — mir is heut so schnurrig im Magen,“ sagte Mons. „Ich hab doch voll am Ende nicht die Auskehrung?“

„Vielleicht ist es besser, wenn wir erst mal die Vorräte untersuchen?“ sagte Karl Johann.

Ja — ja — da kam es endlich!

Voriges Jahr hatten sie im Grünen gegessen — Bodil hatte den Einfall gehabt, sie war ja immer ein bißchen für das Besondere. In diesem Jahre wagte niemand, mit einem solchen Vorschlag zu kommen. Sie sahen sich ein wenig an — abwartend; dann trochen sie auf den Wagen hinauf und richteten sich dort ein wie andere brave Menschen. Das Essen war schließlich ja doch dasselbe.

Die Pfannkuchen waren groß und dick wie ein Kochtopfdeckel — man mußte dabei an Erik denken, der im vergangenen Jahr zehn gegessen hatte. „Schade, daß er heute nicht mit is,“ sagte Karl Johann. „Er war ein fröhlicher Gejell!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Herrn Bertalans Auferstehung.

Von Franz Herczeg.

Aus dem Ungarischen überjert von A. Lanffy.

Am 3. Juli, in dunkler Morgendämmerung, stieß der amerikanische Dampfer „Bancouster“ mit einem Rotterdamer Segelschiff zusammen. Aber nicht diesem allein war es dabei schlecht ergangen. Von dem starken Anprall wurde dem Dampfer die Nase eingeschlagen und sein eiserner Leib plakte auf zwei Seiten. In fünf Minuten lag das mächtige Schiff auf der Seite, und in zwanzig Minuten war es versunken. Dies geschah auf zehn Meilen Entfernung von dem Leuchtturm des englischen Kap Vizard.

Im Augenblick des Zusammenstoßes schlief in einer Kajüte erster Klasse der Ungar Bertalan den Schlaf des Gerechten. Er reiste nach Cincinnati, um die Hinterlassenschaft eines verstorbenen Anverwandten zu übernehmen. Es war seine erste Seereise, und sie endete für Herrn Bertalan im Jenseits.

Zu Hause, in Szenmillosch, erfuhr als erster der beste Freund Bertalans, Herr Forgo, die Kunde von dem schrecklichen Unglück. Tief erschüttert bog er sich zu der jungen Witwe Bertalans, um sie schonend auf die Trauerbotschaft vorzubereiten; doch sie las die Wahrheit von seinen verstörten Zügen. Die arme Frau war Bertalans zweite Gattin und erst anderthalb Jahre mit ihm verheiratet. Und diese Ehe war ein Liebesbund in des Wortes bester Bedeutung.

Am anderen Tage verübte Frau Bertalan einen Selbstmordversuch. Sie wurde mit großer Mühe gerettet, aber das Versprechen, kein zweites Mal die Verzweiflungstat zu begehen, konnte man ihr nicht abringen.

„Wozu soll ich jetzt noch leben? Wozu soll ich leben?“ rief sie ein über das andere Mal verzweifelt.

Wald darauf kam Bertalans siebzehnjähriger Sohn aus Budapest, wo er sich für den kaufmännischen Beruf vorbereitete, an. Der Jüngling war durch des Vaters Tod ganz gebrochen.

Und noch zwei anderen Wesen im Hause bereitete das unerwartete Ableben des Familienoberhauptes großen Schmerz: Michka, Bertalans langjährigem Diener, und Hektor, dem Haushund. Michka diente seit fünfzehn Jahren bei Bertalan, der ihn

nicht nur Herr, sondern väterlicher Freund und Wohlthäter war. In diesen Tagen zeigte es sich nun, daß der Verzweigte seine Wohlthaten an keinen Unwürdigen verschwendet hatte. Michka beweinte seinen Herrn mehr als er seinen leiblichen Vater beweint hatte. Mit dem Hund aber ging es sonderbar zu. Bis zum 3. Juli hatte er sich gar nicht um die Abwesenheit seines Herrn gekümmert; vor dem Tag des Unterganges des „Bancouster“ an überfiel ihn jedoch eine große Unruhe. Er wollte nichts fressen, ließ den ganzen Tag heulend umher und suchte seinen Herrn.

Herr Bertalan lag in diesem Schlaf, als der „Bancouster“ sank. Plötzlich fuhr er empor und ward von einer eisigen Angst ergriffen. Auf düsteren Wolken ging er nackt einher, auf einem steilen Abhang, der zum Gipfel hoher Nebelberge führte. Schwindelnd fühlte Bertalan, daß er sich der Pforte der Ewigkeit näherte. An einem leuchtenden Wolkentor empfing ihn ein lahlköpfiger alter Herr mit bekanntem Gesicht und fragte nach seinem Namen. Bertalan nannte ihn. Der Alte schlug ein diallebiges Buch auf; zuerst blätterte er gleichgültig darin, dann wurde er immer ungeduldiger. Es schien, daß er nicht fand was er suchte; er begann zu murren, worauf weißgekleidete Kinder neue Bücher herbeischleppten. Der alte Herr durchblätterte auch diese. Schließlich schlug er auf ein offenes Buch und fuhr Bertalan wütend an:

„Was willst Du hier? Wie kommst Du hierher? Du bist ja eigentlich noch gar nicht gestorben!“

„Verzeihung,“ stammelte Bertalan, „ich bin nicht freiwillig gekommen . . . Ich weiß auch nicht, wie ich hierhergekommen bin.“

Der alte Herr mußte einsehen, daß Bertalan an der Sache unschuldig war.

„Ruft mir Sammaell!“ schrie er.

Ein Jüngling mit schwarzem Gewande, mit blaßem, traurigem Angesicht, eine Sense auf der Schulter, erschien in der Pforte.

„Was für eine Verwirrung hast Du schon wieder angerichtet?“ polterte der Alte. „Warum hast Du mir diesen Menschen auf den Hals geschickt? Schau Dir sein Stammbuch an! Dreißig Jahre muß er noch leben!“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich so irren konnte“, stammelte Sammaell verwirrt.

Plötzlich ließ sich auch Bertalan vernehmen:

„Ich bitte um Verzeihung . . . aber da ich früher oder später doch herkommen muß, so habe ich nichts dagegen, wenn ich gleich hierbleibe.“

Der Alte maß ihn verächtlich von oben bis unten:

„Freilich, das könnte Dir so passen, aber daraus wird nichts. Du mußt Deine dreißig Jahre noch ableben!“ Damit trat er auf ihn zu und legte seine warme Hand auf Bertalans Augen. Bei dieser Berührung verlor er das Bewußtsein.

Er erwachte aus seiner Ohnmacht, hörte Wellen um sich rauschen und merkte, daß er sich bis zur Schulter im Wasser befand und mit einem Strick an einen Holzstamm gebunden war. Ueber ihm leuchtete der sternbesäete Himmel . . . Bertalan begann zu schreien, doch niemand hörte ihn . . . Der Tag brach an. Rings wogte das unermeßliche Meer, auf dem Bertalan herumschwamm, wohin die Fluten ihn trugen.

Zwei Tage und zwei Nächte schwamm er so umher. Schließlich schrie er nicht mehr, hoffte nicht mehr, dachte nicht mehr. In der Morgendämmerung des dritten Tages tauchte ein phantastischer Schatten vor seinen verglasten Augen auf. Er hörte Menschenstimmen. Schnige Arme hoben ihn aus dem Wasser, rieben ihn ab und stößten ihm ein heißes, starkes Getränk ein.

Bertalan befand sich auf dem Verdeck einer großen norwegischen Fischereibark. Der Kapitän sagte ihm, daß sein Schiff auf dem Wege nach dem isländischen Gewässer sei; die Fahrt sei dringend, denn jetzt beginne der große Heringszug; darum könne er auch nirgends landen. Es sei indes wahrscheinlich, daß sie unterwegs irgendeinem Dampfer begegneten, dem sie den Geretteten übergeben könnten.

Kein Dampfschiff kreuzte jedoch ihren Weg, und so mußte Bertalan anderthalb Monate mit den Seeräubern verbringen, bis sich endlich Rauchwolken am Horizont zeigten. Ein kleiner Amerikadampfer näherte sich ihnen. Der Kapitän nahm den Schiffbrüchigen auf und brachte ihn nach New York.

Bertalans erster Gedanke war natürlich, durch ein Telegramm seine Angehörigen von seiner glücklichen Rettung zu verständigen. Aber er überlegte es sich dann anders. Nicht nur ein plötzlicher Schmerz, auch plötzliche Freude kann töten. Er kabeelte also nicht, sondern schiffte sich nach Hamburg ein und reiste von dort in seine Heimat.

Er suchte zunächst seinen Freund Forgo auf, den er gerade beim Ankleiden antraf. Dieser ließ den Rock fallen, den er gerade in den Händen hielt und taumelte mit kreidbleichem Gesicht an die Wand.

„Bertalan?! Du?! . . .“

Bertalan umarmte seinen Freund.

„Ja, ich bin's . . . Meine Frau weiß noch nicht, daß ich lebe . . . Du mußt vorausgehen und sie vorsichtig auf die große Ueberraschung vorbereiten . . .“

Nachdem die beiden Freunde sich ausgeweint und mit tausend Fragen bestürmt hatten, gingen sie zusammen nach Bertalans Wohnung; hier ging Forgo voraus, und der Heimgekehrte wartete indes im Hausflur.

„Leure Freundin, ich bringe Ihnen eine große Neuigkeit“, sagte Forgo, vor die junge Frau hinstretend.

„Von Bertalan?“ rief sie sofort in größter Ueberraschung.

„Es ist Nachricht von ihm gekommen!“

„Er lebt? Er ist angekommen?“

„Er ist da!“ antwortete Forgo.

Die Frau stürzte nach der Tür und stieß dort mit dem eintretenden Gatten zusammen. Beide weinten und lachten vor Freude. Auch der Sohn kam herbei; hinterdrein stürzte Mischka, der treue Diener, und ihm folgte der Hund. Alle sprachen zu gleicher Zeit, schrien, umarmten sich . . . Jeder hatte zu fragen und zu erzählen, und keiner ließ den anderen zu Wort kommen . . . Dann setzten sie sich zum Abendbrot, doch keiner konnte etwas essen . . . Nach Mitternacht gingen sie endlich zu Bett; allein kein Schlaf kam über sie . . .

Erst gegen Morgen schlummerte Bertalan ein. Er schlief so süß und tief wie noch nie seit seiner Kindheit. Die andern aber lagen im Dunkeln, mit offenen Augen. Die Frau, der Junge, der gute Freund, der Diener und der Hund — keiner konnte einschlafen.

Die Frau war unaussprechlich glücklich — und doch beunruhigte sie etwas. Sie hatte inzwischen aus ihres Mannes Arbeitszimmer einen kleinen Salon machen lassen und allerlei moderne Nippes gekauft. Nun war sie in Verlegenheit wegen dieses Salons, denn, wenn Bertalan auch ein seelenguter Mensch war, in Geldsachen verstand er keinen Spaß. . . . Natürlich konnte jetzt auch keine Rede mehr davon sein, daß sie zu Weihnachten in die Tatra ging, um Linderung zu finden in ihrem Witwenschmerz . . . Aus ihrem Aufenthalt in Budapest wurde ebenfalls nichts . . . Sie hatte nämlich den Plan gehabt, die zweite Hälfte des Trauerjahres in der Hauptstadt zu verbringen. Sie gedachte in strenger Zurückgezogenheit dort zu leben; nur die Theater und Konzerte wollte sie besuchen . . . Ihre Vermögensverhältnisse hätten ihr diesen Luxus wohl gestattet; vor Bertalan wagte sie jedoch dergleichen nicht einmal zur Sprache zu bringen . . . Nun würde das Anidern und Sparen von vorn beginnen, und — du lieber Gott, sie hatte sich doch ihre Witwenschaft so schön, so vornehm, so rührend gedacht!

Eine heiße Träne stahl sich in ihr Auge . . . Mit dieser Träne beweinte sie ihre in Rauch aufgegangene Witwenschaft. Dann erschraak sie auf einmal vor sich selbst.

„Was ist das? Du bist doch glücklich? Du mußt glücklich sein, daß Dein heiliggeliebter Gatte zurückgekehrt ist!“

Auch der Junge wälzte sich schlaflos auf seinem Lager. Auch er war glücklich, denn er liebte seinen Vater, obwohl der ihn gegen seinen Wunsch zum Kaufmann bestimmt hatte. Er wollte Maler werden, der Vater aber behauptete, er habe kein Talent. Nach der Katastrophe des „Vancouver“, unter dem milden Regiment der Stiefmutter, war der Künstlertraum wieder in seiner Seele erwacht. Er war auch nicht mehr nach Budapest zurückgegangen, sondern hatte sich auf dem Dachboden seines Vaterhauses ein Atelier eingerichtet und sich dazu ein Malarkubel, einen Kimono und einen ausgestopften Pfau verschafft. Er malte auch ein Bild, das die einen für eine Gletscheransicht, die anderen für ein Stilleben hielten. Und jetzt war der schöne Künstlertraum zu Ende; denn er war überzeugt, daß sein Vater ihn übermorgen wieder in die Banat zurückzuführen würde. — Und der Junge fing an bitterlich zu weinen.

Den guten Freund mied der Schlaf ebenfalls. Er hatte in letzter Zeit noch freie Stunde bei Bertalans Witwe zugebracht. Er war es doch seinem Freunde schuldig, die Frau in ihrem übergroßen Schmerz zu trösten. An diesen traulichen, kummervollen Abenden, an denen sie immer von Bertalan sprachen, begann eine zarte, süße Hoffnung in Herrn Forgos Herzen zu keimen. Wer anders als er würde dereinst, nach langer Zeit, jedenfalls erst nach dem Trauerjahr, die Tränen aus den Augen der schönen Frau fortfließen? Sicher hätte Bertalans Geist ihren Bund gesegnet . . . Und das war jetzt vorbei!

In der Gefindestube, bei rauchender Petroleumlampe, wachte Mischka. Vor einer Woche war das Testament eröffnet worden, das sein Herr vor seiner Abreise gemacht hatte: der großmütige Herr Bertalan hatte darin tausend Gulden für seinen treuen Diener bestimmt . . . Tausend Gulden! Das Legat war zwar noch nicht ausbezahlt worden, aber Mischka war schon im klaren darüber, was er mit dem Gelde beginnen würde . . . Er wollte das Trompeterwirthshaus pachten. Wirt zu werden war stets das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen. Er hatte sich sogar schon mit dem Eigentümer geeinigt . . . Ein neues Schild wollte er malen lassen und im Garten eine Regelpfahle errichten . . . Nun aber fielen alle Lustschlösser in Trümmer. Er kannte seinen Herrn: zehn Gulden würde er ihm schenken, und er konnte ihm weiter die Schuhe putzen . . .

Hektor schlief auch nicht, sondern verfolgte mit wütendem Gell die Mägen auf dem Hof. Seit dem Untergang des „Vancouver“ hatte er glänzende Zeiten im Hause gehabt. Die Hausleute opferten mit pietätvoller Liebe Bertalans treuem Hunde. Die Frau brach immer in Tränen aus, wenn sie in Hektors treue Augen blickte. In ihrer besändigen Nahrung gestattete sie, daß er während der Mahlzeiten im Speisezimmer blieb, und hatte auch dagegen keine Einwendung, daß Hektor die Nacht auf dem Divan im Vorzimmer verbrachte. Mit der Rückkehr des Hausherrn kam die alte Ordnung wieder. Hektor war hinausgejagt worden, und zitternd vor Kälte und heulend vor Wut lief er in dem nachhellen Hof umher.

## Vorzeitliche Feuerbestattung.

Von G. Singer.

Als Jakob Grimm vor nun zwei Menschenaltern seine Untersuchung über die Sitte der Leichenverbrennung schrieb, durfte er mit Bezug auf diese Bestattungsart noch sagen: „Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen fernere Vergangenheit umkehren, nachdem sie einmal seit langem abgelegt worden sind. Sie stehen jetzt außer Bezug auf unsere übrige gewohnte Lebensart und würden, neu eingeführt, den seltsamsten Eindruck machen.“ Dabei fiel auch ihm der Widerspruch auf zwischen dem üblichen „Eausst“ ruhe seine Asche!“ unserer Grabhügelkreuze und der Wirklichkeit, die die Verbrennung zu Asche ja nicht mehr kannte. Aber Grimm hat nicht recht behalten. Schon bald nach seinem Tode sagte der Gedanke der Leichenverbrennung im modernen Europa aufs neue Wurzel, und jetzt hat ihm sogar die preussische Regierung mit einer Gesetzesvorlage über die Feuerbestattung Rechnung getragen.

Die Sitte der Leichenverbrennung, des „Leichenbrandes“, reicht weit in die Urzeit zurück, bis in die neolithische (neusteinzeitliche) Periode, aber älter ist doch die Erdbestattung mit ihren verschiedenen Formen. Die alten Ägypter legten ja entscheidenden Wert gerade auf die größtmögliche Erhaltung der Leichen und erfanden deshalb die Einbalsamierung und Mumifizierung. Völker primitiverer Kultur gaben bei der Erdbestattung wenigstens dem Gedanken Ausdruck, daß der Tote irgendwann fortexistiere, deshalb nicht vernichtet werden dürfe und mit den ihm dort nötigen Dingen: Nahrungsmitteln, Geräten, Waffen, Schmuck, ja sogar mit Dienern und Frauen ausgestattet werden müsse. Daher die Grabbeigaben dieser Art, zum Teil in Natura, zum Teil in verkleinerten Nachbildungen. Schon das älteste uns erhalten gebliebene Skelett, das des paläolithischen Homo Moustériensis Hauserei zeigt Grabbeigaben. Wo die Feuerbestattung zuerst entstanden sein mag, wissen wir nicht; wahrscheinlich hat sie sich von nicht einem Mittelpunkte aus verbreitet, sondern ist ein Ausfluß des sogenannten Völkergedankens (d. h. überall unter gleichen Bedingungen entstanden), wohl aber können wir gelegentlich noch feststellen, wie sie die Erdbestattung beschränkte oder verdrängte oder auch nur vorübergehend ersetzte.

Die Vorstellungen, die in der Urzeit zum Leichenbrande geführt haben, können wir nur vermuten. Die eine Vermutung geht dahin, daß der Glaube Eingang fand, erst durch Feuer würde die Seele gänzlich vom Körper freigemacht. Sie hastete an ihm zunächst auch nach dem Tode; nur die Flamme konnte sie lösen, damit sie Zugang zum Ort der Abgeschiedenen fände. In Ilias und Odyssee tritt diese Vorstellung uns mehrmals entgegen, da irrt die Seele ruhelos umher, erscheint den Lebenden und bittet um schnelle Verbrennung des Körpers, damit sie zum Hades gelangen könne. Aber diese Vorstellung ist schon die eines Volkes von gewisser Kulturhöhe, die der ionischen Griechen; sie lehrt auch bei den Indern wieder, von denen daselbe gilt. Aelter ist wohl der Beweggrund der Furcht vor den Toten, die es rathsam erscheinen läßt, ihn gründlich zu beseitigen, unschädlich zu machen, so daß er nicht wiederkommen und die Lebenden als Werwolf oder Vampir oder in Alpträumen schrecken oder belästigen kann. Diese Vorsicht ist möglicherweise auch die Ursache für die Hoderbestattung, die Belastung der Leiche mit Steinen und ähnliche Gebräuche gewesen. Von ästhetischen Bedenken kann für die Urzeit wohl nicht die Rede sein, obwohl auch dieses heute von den Anhängern der Feuerbestattung mit in den Vordergrund gerückt Argument gelegentlich schon früher begriffen worden ist. So erzählt D. Schrader in seiner kleinen Schrift „Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte“ (Breslau 1910) von einem arabischen Reisenden, der 911 n. Chr. der Verbrennung der Leiche eines heidnischen Russen bewohnte und sie nicht begriff. Die Russen erklärten sie ihm: „Ihr Araber seid doch recht töricht. Ihr werft den geliebtesten und geehrtesten Mann in die Erde, wo Würmer und kriechendes Getier sich von ihm nähren. Wir Russen aber verbrennen ihn im Augenblick, und er geht sofort ins Paradies ein.“

Wie oben angedeutet, verbrannten schon einige Griechenstämme der älteren Zeit ihre Toten; aber nicht alle taten es, wie die Grabfunde von Mykenä lehren. In klassischer Zeit bestanden in Griechenland Erd- und Feuerbestattung friedlich nebeneinander, und die Philosophen scheinen der Ansicht gewesen zu sein, daß die Bestattungsart die Unsterblichkeit der Seele gar nicht berühre; sie äußern sich darüber nämlich überhaupt nicht. In Rom war es ebenso. Der Leichenbrand gewann auch hier Eingang, aber lange hielt sich neben ihm die ursprüngliche Erdbestattung, und erst gegen das Ende der Republik wurde jener herrschend.

Die ältesten europäischen Feuerbestattungen reichen bis in die jüngere Steinzeit zurück; man kennt sie aus nordischen und südrussischen Funden, die überdies zeigen, daß jene Neolithiker teilweise die Leichen einfach in eine Grube gelegt und darin, also im Grabe selbst, verbrannt haben. Für die jüngere Bronzezeit, die etwa um 600 v. Chr. ihren Kulturhöhepunkt erreicht hat, ist namentlich das bekannte Gräberfeld auf dem Salzberge oberhalb Hallstatt von großem Interesse. Die Funde lehren nämlich, daß man dort gleichzeitig verbrannt und beerdigt hat, und zwar ohne Rücksicht auf die soziale Stellung und das Geschlecht der Toten. Ja, noch mehr: aus einigen Funden geht hervor, daß man in einzelnen Fällen die Leichen halbiert und die eine Hälfte verbrannt, die andere un-

verbrannt beerdigt hat, gleichsam, als hätte es schon hier unter den Hinterbliebenen Anhänger und Gegner der Feuerbestattung gegeben und als hätten sich diese auf ein Kompromiß geeinigt, damit der Anschauung beider Teile Rechnung getragen würde. Aus späterer Zeit, als die Bronze- durch die Eisenperiode abgelöst worden war, berichtet Tacitus, daß die Germanen ihre Toten verbrannt hätten, und zwar mit großem Pomp; so hätte man mit dem Sieger sein Pferd den Flammen überantwortet. Aber die Eisenzeit kommt im allgemeinen doch wieder auf das Skelettgrab zurück. Also Schwankungen in den Sitten und Anschauungen der Vorzeit; man könnte fast an Wechsel der Mode denken.

Anhänger der Leichenverbrennung waren, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, die heidnischen Rassen. Noch länger als sie waren es die Litauer, deren Heidentum ja erst im 14. Jahrhundert schwand. Ueber das Leichenbegängnis des litauischen Großfürsten Gedemin im Jahre 1341 wird berichtet: Es wurde ein Scheiterhaufen aus Fichtenholz errichtet und darauf der Leichnam gelegt, in den Kleidern, die der Lebende am meisten geliebt hatte, mit dem Säbel, dem Speer, dem Köcher und Bogen. Dann wurden je zwei Falken und Jagdhunde, ein gefatteltes lebendiges Pferd und der Lieblingsdiener unter Beschlagen der umstehenden Kriegerschar mit verbrannt. In die Flammen wurden Luchs- und Bärentrallen geworfen, sowie ein Teil der dem Feinde abgenommenen Beute, endlich auch drei gefangene deutsche Ordensritter lebendig verbrannt. Nachdem die Flamme erloschen war, wurde das Gebein des Fürsten, des Dieners, des Pferdes, der Hunde usw. gesammelt und in einem Grabe an der Stelle, wo die Flüßchen Wilna und Wilia zusammenfließen, niedergelegt und mit Erde bedeckt.

Die Sitte des Leichenbrandes hatte sich also der älteren Sitte der Erdbestattung insofern angeglichen, als man mit dem Leichnam allerlei Beigaben verbrannte. Aus der Bronze- und Eisenzeit zeigt es der Inhalt der zahllosen Aschenurnen, die zum Teil Gesichtsurnen sind. Zum Teil haben sie auch die Form von Häusern mit Dach und Türen und der Nachbildung des Siebelloches. Durch dieses entwich aus den Wohnungen der Rauch und bei Todesfällen die Seele. Solche Hausurnen sind die Nachbildung wirklicher Grabwohnungen aus der Steinzeit.

Kinderleichen scheint man zu keiner Zeit verbrannt, sondern stets beerdigt zu haben. Es erklärt sich das wohl aus der Anschauung, daß Kinder im Jenseits noch nichts zu suchen hätten und deshalb auch nicht dorthin zu kommen brauchten, oder aus der anderen, daß man die Seelen von Kindern nicht zu fürchten habe.

Die christliche Kirche ist auf orientalischem Boden und aus semitischen Anschauungen erwachsen. Die semitischen Völker aber wollten im allgemeinen von der Feuerbestattung nichts wissen, wenn auch die Juden mitunter die Leichen vornehmer Leute eingäschert haben. Deshalb forderte die Kirche von jeher die Erdbestattung, und sie mußte die Feuerbestattung, auf die sie in Rom und Griechenland, im germanischen und slavischen Europa stieß, bekämpfen. Sie tat es auch mit Rücksicht auf die Opferungen und sonstigen heidnischen Gebräuche, die mit der Leichenverbrennung verbunden waren, und vor allem ja deshalb, weil diese sich mit dem Dogma der Auferstehung der Toten anscheinend nicht vertrug. Als folgerichtig kann man es deshalb wohl bezeichnen, daß die Reher verbrannt wurden, eben weil sie Heiden waren und der Auferstehung nicht teilhaftig werden durften. Die Hexenverbrennung mag sich zum Teil aus derselben Erwägung erklären. Der FeuerTod für Böse Zauberer ist ja noch heute bei manchen Naturvölkern üblich, wobei aber der Gedanke zugrunde liegt, man müsse diese gefährlichen Leute gründlich vernichten, damit ihre Wiederkehr ganz ausgeschlossen sei.

## Kleines feuilleton.

### Kunstgewerbe.

Das Fachblatt für Holzarbeiter. Geschmackvoll in seinem Aussehen, interessant in der Illustration und außerordentlich wertvoll in seinem textlichen Inhalt repräsentiert sich der gebundene vorliegende Jahrgang 1910 des „Fachblattes für Holzarbeiter“, das der Deutsche Holzarbeiterverband zur technischen Fortbildung und zur kunstgewerblichen Erziehung seiner Mitglieder nun seit fünf Jahren herausgibt. Als Deinhard, der Gründer und vortreffliche Leiter des „Fachblattes“, starb, da war man um die Existenz dieser Zeitschrift besorgt. Glücklicherweise waren diese Bedenken nicht begründet. Wie in der Arbeiterbewegung im allgemeinen keine vom Tod in die Reichen der voranschreitenden Männer gerissene Lücke unausgefüllt bleibt, so trat auch an Deinhards Stelle in der Leitung des „Fachblattes“ vollwertiger Ersatz. Franz Kühner als Nachfolger Deinhards verstand nun, dessen Werk weiterzubauen und es immer mehr zu vervollkommen.

Das „Fachblatt für Holzarbeiter“ ist aus dem Rahmen einer Vereinszeitschrift herausgetreten und ist auf kunstgewerblichem Gebiete zu einem bedeutenden, beachteten Organ geworden, und unter den Zeitschriften, die sich mit Wohnungskultur befassen, da steht es mit an erster Stelle. Wenn es nur ein „Fachblatt“ geblieben wäre und nur über Holzkonstruktionen und Furniertechnik, über Treppenbau und Flächenverrechnung, über Holzbearbeitungsmaschinen und Politurenkunststücke unterrichten würde, dann hätte es seinen

Zweck auch erfüllt: den Holzarbeitern ein nützliches Lehr- und Nachschlagewerk für die tägliche Praxis in der Werkstatt zu sein. Denn was der Tischler, der als tüchtiger Arbeiter gelten und „anständig“ bezahlt sein will, heute leisten muß, das lernt er nicht in den drei oder vier Jahren seiner Lehrzeit, sondern das muß er sich, auf eigene Füße gestellt, erst später mit Mühe und Not aneignen. Und da ist ihm das „Fachblatt“ ein ebenso wertvoller als vertrauenswürdigere Lehrmeister, vertrauenswürdig deshalb, weil sein Zweck nicht darin besteht, einem spekulativen Unternehmer als gewinnbringendes Gewerbe zu dienen, sondern weil es entstanden ist als Produkt des Strebens der gewerkschaftlichen Organisation: die Holzarbeiter geistig zu heben und ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern.

Das „Fachblatt für Holzarbeiter“ ist aber nicht nur Fachblatt im engeren Sinne des Wortes geblieben. Es ist zu einem kunstgewerblichen Organ geworden auf einem Gebiet, auf dem sich bisher nur wenige versuchten und auch nur mit geringem Erfolg: Der Uebertragung der modernen Wohnungskunst auf die Arbeiterwohnung.

Ganz mit Recht sagt das „Fachblatt“, daß das langsame Bemerkbarwerden dieses Strebens darauf zurückzuführen ist, weil es sich „bei dieser Frage nicht allein um eine kunstgewerbliche, sondern auch um eine volkswirtschaftliche handelt, die ihrer Lösung erst in dem Maße näherkommen kann, als der kulturelle Aufstieg der Arbeiterklasse fortschreitet“.

Daß das „Fachblatt“ mit seinen gediegenen und vielseitigen Illustrationen so ungemein erzieherisch wirkt, gibt ihm kulturelle Bedeutung, denn die Basis allgemeiner Kultur ist der gute Geschmack. Mit viel Geschick läßt die Redaktion in den einzelnen Monatsheften den fähigen Architekten und Künstler, den guten Schriftsteller als Erzieher und den erfahrenen Fachmann als Lehrmeister zu Worte kommen, schafft dadurch und durch die vielen Zeichnungen und Bilder jedem Heft eine außerordentliche Reichhaltigkeit.

Der ganze Jahrgang gewinnt den Charakter eines fachwissenschaftlichen und kunstgewerblichen Lexikons, eines unentbehrlichen Hausbuches für den Bau- und Möbeltischler, für den Künstler und für jeden, der auf dem Gebiete der Wohnungs- und Geschmackskultur nach guter Literatur sucht. Der billige Abonnementspreis (1 M. pro Quartal) ermöglicht überdies jedem das Halten der Zeitschrift.

Daß das Fachblatt auch weiterhin fortschreiten will, beweisen die bereits vorliegenden Nummern des neuen Jahrgangs. Die Zeitschrift wird jetzt auf gutem Kunstdruckpapier gedruckt, wodurch die Abbildungen noch erheblich gewinnen. Auch ist eine neue, schöne Schrift eingeführt worden.

P. S.

### Aus dem Pflanzenleben.

Wie manche Pflanzen die Feuchtigkeit der Luft auszunutzen, darüber werden im vierten Heft der „Gartenflora“ einige recht schöne Beispiele angeführt. Es gibt in unserer Pflanzenwelt viele Pflanzen, bei denen die Fruchthülle bald mit kleineren, bald mit größeren Oeffnungen versehen ist. Diese Oeffnungen dienen nicht immer dem Ausstreuen der reifen Samenkörner. Manchmal erfüllen sie einen viel komplizierteren Zweck. Unter solchen Pflanzen gibt es nämlich viele, bei denen die Ausreise der Samenkörner durch den trockenen Wind begünstigt, durch den feuchten aber gehemmt wird. Bei dem trocknen Wetter bleiben die Oeffnungen frei und die Luft hat ungehinderten Zutritt in die Fruchtkapsel. Wird aber das Wetter feucht, so saugt die hygroskopisch ausgebildete Fruchthülle die Feuchtigkeit der Luft ein, dehnt sich aus und die Oeffnungen schließen sich zu. So gestatten die hygroskopischen Fruchtstände den mit ihnen versehenen Pflanzen die Gunst der Umstände auszunutzen, die Ungunst aber abzuwehren.

Wird in solchen Fällen die große Feuchtigkeit der Luft als feindliche Erscheinung von der Pflanze bekämpft, so gibt es wiederum Fälle, wo sie gerade vom Vorteil ist. Auch hier betätigen sich die hygroskopischen Fruchtstände, aber in etwas anderer Weise. Mancher von unseren Lesern wird die sogenannten „Auferstehungspflanzen“ oder „Nosen von Jericho“ kennen, die ab und zu in den Blumenhandlungen feilgeboten werden. Diese Pflanzen kommen aus den Gegenden, wo eine Trockenperiode mit einer Regenzeit wechselt. Für diese Pflanzen ist es daher von Wichtigkeit, daß ihre Samen sich nicht in einer regenlosen Zeit von der Mutterpflanze lostrennen. Ihre Fruchthüllen bleiben während der Trockenperiode fest zusammengeschlossen. Aber sobald die Pflanze von den ersten Regentropfen befeuchtet wird, öffnen sich ihre Früchte und die ausgereiften Samen werden von dem Regen fortgeschwemmt. — Auch manche von unseren einheimischen Pflanzen besitzt die selbe Eigenschaft. So zum Beispiel Mauerpfeffer sowie einige Unkräuter. Beim Mauerpfeffer sind die fünf strahlenförmig geordneten Fruchtblätter am Grund mit den flügelartigen Leisten versehen. Die Gestalt des Mittelfeldes der Frucht erinnert an ein leichtes Beden. Die Fruchtfächer sind beim trocknen Wetter geschlossen. Kommt aber der Regen, so bleiben die Regentropfen auf dem bedenförmigen Mittelfelde haften; unter dem Druck des eingesaugten Wassers öffnen sich die Fruchtblätter, der Regen bringt in die geöffneten Fächer und spült die Samen heraus, die dann mitunter sehr weit in die feinsten Ritzen der Gesteine und Mauern eingeführt werden.